

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 10. Bromberg, den 14. Januar 1927.

# Der Pojaz.

## Eine Geschichte aus dem Osten.

Von **Karl Emil Franzos.**



(45. Fortsetzung.) 

### Sechsunddreißigstes Kapitel.

Es währte eine volle Woche, bis die drei wieder das Mauthaus zu Barnow erreicht. Sie mußten im Schritt fahren und täglich nur wenige Stunden, in Zaleszczyki und Tluste je zwei Tage rasten. Denn wohl brachte Frau Rosel ihren Pflegesohn zurück, aber als einen Schwerkranken. Immer schlimmer wurde das Fieber, immer quälender der Husten. Es hätte nicht erst der Mahnung der Ärzte bedurft, daß er nicht sprechen solle, mit geschlossenen Augen, stumpfe Trauer in den Zügen lag er im Wagen. Er litt es, daß sich die Mutter um ihn mühte, und wenn sie ihm zärtlich Mut zusprach und auf den Sommer verwies, der ihm, wie im vorigen Jahre die volle Genesung zurückbringen werde, so gewann er es sogar zuweilen über sich, zu lächeln. Aber unruhig wurde er, wenn ihn der Marschallik zu trösten suchte, vielleicht werde der Stadtarzt im Sommer doch gestatten, daß er gehe, wohin ihn sein Herz ziehe, und die Mutter werde sich dann wohl auch drein finden. Daran wollte er nicht erinnert sein, damit war's aus und vorbei für immer, und wie furchtbar sein Schmerz darüber war, er zuckte zusammen, wenn die fremde Hand mitleidig an die Wunde rührte, die nur der Tod heilen konnte.

So stumpf, so todtraurig blieb er auch in den ersten Wochen nach seiner Heimkunft. Still lag er, die Hand auf dem Kopf seines treuen Hundes, den Blick ins Leere gerichtet, auf dem Sofa der Wohnstube oder im Lehnstuhl am Ofen, den am Fenster vermied er ängstlich. Niemand hatte ihm erzählt, welches Aufsehen seine Flucht im Städtchen erregt, welche Flüche und Verwünschungen sich über seinem Haupte entladen, weil er in deutscher Tracht heimgekehrt; wahrscheinlich ahnte er es aber nicht deshalb mied er den Sitz am Fenster. Nur niemand sehen und von niemand gesehen werden, in Ruhe sterben — das war alles, was er noch wollte. Selbst die Besuche des Marschallik und seiner Tochter rissen ihn nicht aus diesem dumpfen Hinbrüten, so lieb ihm die beiden Menschen waren, so sehr ihn ihr Mitgefühl rührte. Kamen sie, so gingen sie auch bald wieder, denn er selbst tat nie eine Frage; was sie ihm erzählten, hörte er kaum an, wohl aber schien ihn ihre bloße Anwesenheit zu beunruhigen. Nur einmal, als er erfuhr, daß der neue Advokat und seine Gattin in den nächsten Wochen erwartet würden, belebte sich sein Gesicht. „Da kann ich wohl noch Abschied von ihr nehmen," dachte er, aber gleich darauf wurden seine Züge wieder stumpf, „wozu — ich war ihr ja immer gleichgültig!" Auch seine deutschen Bücher rührte er nicht mehr an, während er das Gebetbuch kaum noch aus den Händen ließ; aber auch nach seinen Eltern tat er keine Frage, er fühlte sich ja schon auf dem Heimweg zu ihnen!

Die drei Menschen, die an ihm hingen, waren tiefbekümmert, aber nur dem Marschallik und Jütte war es klar, daß ihn nicht der Husten allein gebrochen. Frau Rosel gab wohl zu daß er traurigen Herzens sei, „aber," meinte sie, „das gibt sich mit der Krankheit."

Daß sie recht gehandelt, stand ihr unerschütterlich fest, aber sie vermochte auch nicht einzusehen, daß sie ein Opfer gefordert und empfangen. Im Gegenteil, schenkte ihm der Himmel die Gesundheit wieder, so hatte sie ihr Teil Verdienst daran, bei jenem elenden Leben unter Dirnen und Vagabunden wäre er verloren gewesen.

Sie war sehr bestürzt, als ihr der Arzt eines Tages das Gegenteil sagte. Es war dies nach seinem zweiten Besuche zu Anfang April. Als ihn Frau Rosel das erste Mal holte, wußte er von Sender nur, was alle Welt in Barnow erzählte: daß der unstete Mensch unter wandernde Gaukler geraten und von der Mutter zwangsweise zurückgebracht worden — das vermochte ihm kein tieferes Interesse einzuflößen. Er untersuchte den Kranken und meinte: es liege Grund zur Sorge vor, aber nicht zur Verzweiflung, bei guter Ernährung, Gemütsruhe und einer Molkenkur im Sommer könne er noch recht glimpflich davonkommen. Aber seither hatte ihm — er war ja auch der Arzt des Klosters — Pater Marian von Sender erzählt und das weckte seine Teilnahme. Obwohl ihn Frau Rosel nicht wieder holen ließ — Sender hatte so dringend gebeten, dies zu unterlassen, daß sie ihm den Willen getan — trat er eines Tages wieder in die Wohnstube.

Er untersuchte den Kranken und schüttelte den Kopf. Dann ersuchte er die Frau, ihn mit Sender allein zu lassen, und sagte: „Ich glaube nun Ihre Geschichte zu kennen, eine echte, rechte Märtyrergeschichte. Aber zum Teil mindestens liegt es in Ihrer Hand, welchen Ausgang sie nimmt. So, wie Sie vor mir liegen, sind Sie das Musterbild eines Kranken, wie er *nicht* sein soll: apathisch, ja verzweifelt. So können Sie nie gesund werden."

Sender erhob abwehrend die Hand: „Das werd' ich ohnehin nie mehr."

„Da wissen Sie mehr als ich," erwiderte der Arzt. „Wie es um Sie steht, habe ich Ihnen schon vor Wochen gesagt. Sie werden sich auch bestenfalls Ihr Leben lang etwas mehr schonen müssen als andere, im schlimmeren viel mehr, an das schlimmste glaube ich nicht. Sie haben etwas von der Natur Ihres Vaters geerbt, dessen Kraft und Ausdauer in meiner Jugendzeit fast sprichwörtlich waren. Wer nach einem Blutsturz, wie Sie ihn vor einem Jahr hatten, und nach den furchtbaren Strapazen und Aufregungen Ihrer letzten Wanderung nur eben mit einem schweren Husten davongekommen ist, braucht nicht zu verzweifeln."

Sender lag schweratmend da, er erwiderte nichts. Auch der Arzt sprach nicht weiter, es war je jedes Wort nutzlos. Wohl aber sagte er draußen Frau Rosel seine Meinung: „Nichts hätte für seine Krankheit schlimmer sein können, als diese Rückkehr. Dort wollte er leben, und hier will er sterben."

Das traf sie hart, aber sie glaubte es doch nicht recht. Um so besser verstand Pater Marian den Bericht des Arztes. „Wenn ich ihn nur besuchen könnte!" rief er und schickte Fedko mit einem Schreiben an Sender, worin er ihm seinen Besuch oder doch Bücher anbot.

Der Pförtner kam betrübt zurück. „Mit unserem armen Verrückten geht's zu Ende", meldete er. „Er dankt für beides."

Auch den Besuch Malkes und ihres Gatten, die sich gleich nach ihrer Ankunft durch Jütte bei ihm anmelden ließen, lehnte er ab. Als sie vom Arzt erfuhren, wie es um ihn stehe, baten sie ihn in einem herzlichen Brief, kommen zu dürfen. Er blieb bei seinem Entschluß.

Aber Jütte gab nicht nach. „Ihr müßt hingehen!" rief sie ihrer Freundin zu, die sie nun als Wirtschafterin ins Haus genommen. „Ihr müßt." Sie rang die Hände. „Sonst stirbt er", rief sie verstört und brach in ein heftiges Schluchzen aus.

Malke blickte sie befremdet an; Tränen war sie an dem tapferen Mädchen nicht gewohnt. „Jutta", sagte sie sehr ernst, „du hast einmal die Liebe eine „christliche Mode" genannt ..."

„Ich liebe ihn nicht!" rief Jütte heftig. „Aber mein Leben gäb' ich drum, wenn ich das seine erhalten könnte."

Ihren Willen setzte sie durch. Eines Tages traten Doktor Salmenfeld und seine Gattin bei dem Kranken ein. Sender war sehr erregt, und als sie ihm herzlich zusprachen, feuchteten sich seine Augen. Aber er erwiderte doch nur: „Wünschen Sie mir keine Genesung. Wozu? Um bei Dovidl Nummern zu schreiben?"

„Um ein großer Künstler zu werden", rief Malke.

„Damit ist's vorbei. Ein todkranker Mann! Und wenn auch das nicht — meine Pflegemutter verlangt das Opfer, muß es verlangen und ich muß es bringen."

„Lieber Herr Glatteis", sagte der Advokat, „nur das erste ist richtig. Nach ihren Anschauungen muß sich Ihre Pflegemutter durch die letzten Worte Ihrer Eltern gebunden halten. Aber Sie?! Ihr armer Vater war ja ein in seiner Art berühmter Mann; wir alle haben genug über ihn erfahren, um zu wissen: wenn er lebte, er würde Sie deshalb nicht verdammen, ihm wäre der Unterschied zwischen einem Schnorrer und einem Künstler klar. Und Frau Rosel spricht ja nur gleichsam in seinem Namen . . ."

Sender schüttelte den Kopf. „Das mag ja alles richtig sein, aber ihr wäre es doch das Furchtbarste. Und darauf allein kommt es an. Sie hat mir ihr ganzes Leben auf Erden geopfert — soll ich ihr dafür die künftige Seligkeit rauben?"

Aber ein Interesse weckten diese Unterredungen doch in ihm: er begann dem Leben und Wesen seines Vaters nachzuforschen. Der Marschallik konnte ihm viel von Mendele berichten, die Bedeutung der Inschriften im Gebetbuch ward ihm nun verständlich. Frau Rosel aber erzählte ihm von der armen Miriam, wie sanft und fromm sie gewesen, wie gut und dankbar. Auch lebte noch einer der Männer, die einst an Mendele Kowner die letzte Pflicht erfüllt und seinen Leichnam von der einsamen Todesstätte nach dem „guten Ort" zu Barnow gebracht. Es war Meyerl Kaiseradler, der Gemeindediener. Aber seine Erzählung brachte Sender eine tiefe Erschütterung des Gemüts, denn auf die Frage, wo jene Stätte gewesen, erwiderte Meyerl: „Dicht an der kleinen Kapelle, wo der Fußweg nach Biala von der Straße abzweigt." Es war dieselbe Stelle, wo der Orkan Sender in den Straßengraben geschleudert, die Kapelle, wo er zu seiner Rettung das Büchlein liegen gelassen. Ihm war es kein seltsamer Zufall; nun wußte er, wessen Geist ihn in jener Stunde umschwebt und gerettet. Aber freilich? — wozu? zu solchem Ende?!

Gegen Ende April kam ein Brief Nadlers aus Czernowitz, er habe durch einen Zufall erst jetzt erfahren, warum Sender nicht gekommen. In herzlichster Teilnahme bat ihn der Direktor, nicht mutlos zu werden, das Siechtum zu überwinden; sein Schutz sei ihm immer sicher. Daß der Zufall in einem Brief Salmenfelds bestanden, wußte Sender nicht, wohl aber, was er zu erwidern habe. Er dankte dem Direktor in rührenden Worten und nahm von ihm Abschied.

Da sollte ein furchtbares Ereignis wieder in sein Leben eingreifen, zugleich zum Segen und zum Verderben.

Es war an einem der ersten Maitage, Sender besprach eben mit Frau Rosel, daß sich nächstens sein Geburtstag jähre, wo er zugleich zum ersten Male den Todestag seiner Mutter begehen könne, als der Marschallik eintrat. Sender sah ihm sofort an, daß er schlimme Botschaft bringe, doch erfuhr er nicht, um was es sich handle; der Alte teilte es Frau Rosel auf dem Flur mit. Es mußte etwas sehr Schlimmes sein, denn als sie wiederkam, war ihr Gesicht bleich und angstvoll, doch erwiderte sie auf Senders Frage: „Nichts, nichts von Bedeutung."

Es mußte aber von Wichtigkeit sein, denn nach einer Stunde hörte Sender auf dem Flur neben der Stimme Türkischgelbs auch jene Dovidls. Aber auch von seinen hastigen Reden konnte er nur einige Worte verstehen: „Und alles das hat der Schurk', der Stümper, der Luiser auf dem Gewissen." Und dann das letzte: „Beruhigt Euch, ich kenne ja die Gesetze. Nach den Gesetzen darf er Euch nichts antun."

Beruhigend schien diese Versicherung nicht auf sie gewirkt zu haben; als sie in die Stube zurückkehrte, war sie noch erregter. Vergeblich bat Sender nochmals, ihm den Grund zu sagen. Sie stand fast immer am Fenster und spähte auf die Straße hinaus. Da — es dämmerte schon — schrie sie plötzlich entsetzt auf: „Da ist er!" und stürzte auf den Flur. Gleich darauf hörte er eine rauhe, ihm fremde Stimme, offenbar die Stimme eines Trunkenen, brüllen: „Selbst sollst du mir sagen, daß du mich nicht aufnimmst! Warum läßt du mich dann suchen?"

Und dann ihren gellenden Ruf: „Geh', Froim, oder ich schrei' um Hilfe!"

So weit hatte Sender starr vor Schrecken zugehört. Nun raffte er alle Kraft zusammen und stürzte auf den Flur. Er kam genau zur rechten Sekunde. Da stand ein alter, entsetzlich verwahrloster Bettelmann vor Rosel, hatte eben den schweren, eisernen Haken ergriffen, durch den der Schranken des Nachts gesperrt zu werden pflegte, und schwang ihn über dem Haupt der Greisin.

„So schrei' zu", brüllte er. „Aber zuerst schlag' ich dich tot."

Blitzschnell warf sich Sender zwischen Froim und sie. Das schwere Eisen traf sein Haupt statt des ihren. Er schlug zur Erde hin, in seinen Ohren dröhnte es, seine letzte Empfindung war, daß ihm ein heißer Strom die Stirne überrieselte. Dann vergingen ihm die Sinne.

Drei Wochen lag er betäubt zwischen Leben und Sterben, der Arzt befürchtete täglich das Ende; eine so schwere Verletzung, ein so heftiges Wundfieber konnte der geschwächte Körper kaum überwinden. Er bot seine ganze Kraft und Kunst auf, auch sonst fehlte es dem Kranken nicht an liebevoller Pflege und Teilnahme. Jütte wohnte nun im Mauthaus, um Tag und Nacht bei der Hand zu sein, der Marschallik kam täglich, ebenso Salmenfeld und seine Gattin; noch mehr, eines Tages trat Pater Marian ein und beugte sich voll schmerzhafter Rührung über seinen armen Schüler, der ihn nicht erkannte. Der Besuch blieb im Ghetto nicht unbekannt und machte als nahezu unerhörtes Ereignis das größte Aufsehen; den jähen Wandel der Stimmung vermochte es nicht zu beeinflussen. Nun schwärmten die Juden von Barnow wieder einmal für denselben Mann, auf dessen Haupt sie kurz vorher die schwersten Flüche gehäuft. Er hatte sein Leben eingesetzt, das der Mutter zu erhalten — nun war er trotz seiner deutschen Tracht wieder kein Mensch, sondern ein Engel. Täglich kamen Scharen, sich nach seinem Befinden zu erkundigen; wer irgendeinen seltenen Leckerbissen hatte, sandte ihn für den Kranken. Daß eine Gewalttat wie die Froims im podolischen Ghetto überaus selten ist, mehrte die Begeisterung; der dicke Simche, der zufällig vorbeigefahren und den Frevler entwaffnet, wurde wie ein Held gefeiert. Die Leute hätten Froim am liebsten gelyncht, es war gut, daß ihn der Bezirksvorsteher hinter Schloß und Riegel gesetzt.

„So sind sie," sagte der Arzt dem Advokaten, „maßlos in ihrer Liebe wie in ihrem Haß! Aber all dies Segnen nützt dem Armen nichts."

Dies nicht, vielleicht nicht einmal die aufopfernde Pflege, aber seine zähe Natur schien den Kranken retten zu wollen. Die Wunde begann zu heilen, die Betäubung schwand. Die Sorge des Arztes wollte dennoch nicht weichen.

„Seine Genesung ist so etwas wie ein halbes Wunder," sagte er dem Pater, „aber ganze Wunder gibt's in der Natur nicht. Ohne dieses Unglück wäre er wohl wieder leidlich gesund geworden, sofern er nur ernstlich gewollt hätte. Jetzt, fürcht' ich, zählt sein Leben nur nach Monaten. Wenn ich sie ihm wenigstens heiter gestalten könnte! Aber mit der Besinnung kommt ja auch die Apathie wieder, hinter der sich in Wahrheit eine so tiefe Verzweiflung birgt."

„Sprechen Sie doch mit seiner Mutter," bat Marian, „jetzt wenigstens sollte sie doch ihren Widerstand aufgeben. Schauspieler wird er ja ohnehin nicht mehr."

Der Arzt zog den Marschallik ins Vertrauen. Der Alte war fassungslos vor Schmerz.

„Das kann Gott nicht zulassen!" rief er dann. „Vielleicht irren Sie sich doch. Die Frau aber — die bring' ich herum."

Er hatte zu viel versprochen, vielleicht weil er der Greisin nicht alles sagen mochte. Nur so viel erreichte er, daß sie ihm zuschwor, kein Wort mehr dagegen zu sagen, außer wenn Sender etwa Ernst machen wollte. Dann freilich werde sie wissen, was sie den Toten schuldig sei.

Aber es kam weniger auf sie an, als die Freunde glaubten. Mit Staunen sah der Arzt, wie heiter die Miene des Kranken war, als er ihn zuerst bei voller Klarheit des Geistes wiederfand. Vor ihm war Jossef Grün dagewesen und hatte die Grüße und Wünsche der Gemeinde überbracht — aber konnte dies auf Sender so tief gewirkt haben? Er war so schwach, daß er kaum die bleichen Züge zu einem Lächeln verziehen konnte, aber seine Augen leuchteten, und als sich der Arzt zu ihm beugte, hauchte er: „Nicht wahr, Herr Doktor, ich werde gesund?"

Der Arzt bejahte eifrig.

„Ich hab's ja gewußt," flüsterte er mit seligem Lächeln. „Mein Herz hat's mir gesagt. So gesund, daß ich Schauspieler werden kann?"

Der Arzt nickte.

„Aber da müssen Sie dazu helfen," fügte er fast barsch hinzu, seine Rührung zu bewältigen. „Nun keine trüben Gedanken mehr."

„Es ist ja kein Grund mehr," hauchte Sender. „Alle sagen es, und ich fühle es auch: die Schuld ist bezahlt! Nun weiß ich, warum ich in jener Nacht in der Kapelle nicht gestorben bin. . . ."

(Fortsetzung folgt.)

# Rosemarie geht zum Film.

Ein Zeitbild von Robert Misch.

Frau von Kletzien saß vor ihrem Rechnungsbuch — neben ihr lagen 1 Mark 65 Pfennige. Sie dachte nach, schob die verschiedenen Bedürfnisse hin und her.

Wie konnte man für 1 Mark und 65 Pfennig ein Mittag- und ein Abendessen für drei Personen einkaufen: ein wenig Fleisch, Gemüse, Kartoffeln, Fett oder Margarine und so weiter? Und etwas Tee, Kaffee, Zucker brauchte man doch auch.

Also — sie wollte nun den Gang nach dem Markt antreten und gedachte seufzend jener schönen Zeiten, wo sie als wohlhabende junge Frau mit vollem Beutel und der dicken Köchin hinter sich einkaufen gegangen war.

Es klingelte . . . der Briefträger! „10 Pfennig Strafporto" . . . Seufzend zahlte sie. Drei Briefe . . . Eine leise Hoffnung ließ das Blut in ihren Adern schneller kreisen. Sie hatte da vor zwei Monaten einige Scherenschnitte und Zeichnungen — ihre kleine Anne-Liese hatte dazu Modell gestanden — mit netten Kinderverschen fortgeschickt. Dilettantentalentchen, die man jetzt ausnutzen mußte. Vielleicht — vielleicht . . . Dann konnte man gleich die restliche Miete . . .

Der erste Brief: eine Mahnung vom Schuster — 24 Mark 30 Pfg.! O Gott — woher nehmen?! Wie das schnell auflief! — Der zweite Brief, eigentlich ein Päckchen, aus Süddeutschland: enthaltend drei hübsche Taschentücher mit deutscher Valenciennes- und handgeklöppelter Spitze. Dazu ein Maschinenbrief, den sie rasch überflog.

„Im vorigen Jahre . . . Taschentuchsendungen — großen Beifall gefunden . . . 4 Mark 60 Pfg. die drei Tücher . . . um unsere alten Heimarbeiterinnen überhaupt weiter beschäftigen zu können . . . minimaler Verdienst . . . usw. — Zahlkarte anbei . . ."

Frau Anni von Kletzien lächelte. Für 4 Mark 60 Pfg. mußte sie von Bodos schmalem Gehalt bei dem Verbande — Gott sei Dank hatte man ja Beziehungen gehabt — dreimal Mittag- und womöglich Abendbrot (Hering oder Speckkartoffeln) beschaffen. Und jeden Tag kommen solche Briefe und Anforderungen zu wohltätigen Zwecken . . .

Und nun der dritte Brief: verschlossen, eine Maschinenaufschrift, also sicher kein Privatbrief und keine Reklame. Das war sicher die Aufforderung des Kunstverlags — sie sollte hinkommen . . . Geld . . . Verdienstmöglichkeit . . . Sie öffnete ihn voll ängstlicher Spannung und Freude . . .

Langsam ließ sie das Blatt fallen . . mit einem Gefühl der inneren Leere — aber dann lachte — lachte sie . . .

„Ew. Hochwohlgeboren senden wir anbei zwei Einladungskarten zu unserer großen Modenschau am kommenden Dienstag mit Tee an eigens arrangierten kleinen Tischchen (von Damen der Gesellschaft) und einem kleinen Modensketsch. Eintritt (Tee, Kuchen, Schlemmerschnittchen) 5 Mark pro Person (für einen wohltätigen Zweck) . . . usw. usw." . . .

Wie komisch die Welt war! Sie rechnete. Vorhanden 1 Mark 65 Pfg. für Mittag- und Abendbrot — morgen sollte Bodo erst sein Gehalt erheben. Angefordert 24 Mark 30 Pfg. und 4 Mark 60 Pfg., gleich 28 Mark 90 Pfg. . . .

Da läutete die Klingel schon wieder. Hoffentlich keine Rechnung! Nein, nur Rosemarie, ihre neunzehnjährige Nichte, Bodos Brudertochter.

Vergnügt, lächelnd, rosig, bildhübsch — zwar mit einem billigen Fähnchen eigener Fechtung, aber doch elegant und dazu gertenschlank stand das junge Ding vor ihr, vor kurzem von der Sommerfrische auf einem Gute zurückgekehrt, wohin sie Frau v. S. . . . eingeladen, alte Freundin der Kletziens.

Zunächst gab es einen Kuß und dann einen Sturzbach von Einzelheiten ihres Aufenthaltes . . . Sie hatte wieder reiten dürfen — und die Einladungen — Soupers — Tanz im Freien . . .

„Und der kleine Baron Gemming interessiert sich für mich."

„Der das große Gut und die Zuckerfabrik hat? Mädel, den halte dir fest!"

„Gott — weißt du . . . na ja . . . Der verliebt sich alle zwei Wochen in 'ne andere . . . Nee, Tantchen, wir Mädchen von heute sorgen für uns selbst. — Brauchst du Geld? Da, nimm! Dreißig Meter kann ich entbehren. Ich weiß doch, daß du stets . . . na ja . . ."

Lachend legte ihr Rosemarie drei Zehnerrollen hin, und Frau Anni sah voll Erstaunen noch viel mehr Scheine in der ledernen Handtasche.

O Gott — sie konnte den Schuster abfinden.

„Woher hast du das?" fragte sie ängstlich.

„Ehrlich verdient — Vorschuß! Ich nutze meine Talente aus."

„Du kannst doch bloß tanzen?!"

„Na — ist das nicht genug heutzutage? — Gibst du mir dein großes Ehrenwort, daß du schweigst wie das berühmte Grab, so sage ich's dir, Goldtantchen . . . Mama weiß darum."

„Das beruhigt mich. — Ich schweige natürlich."

„Halt dich fest, Frau von Kletzien — dreht euch nicht im Grabe herum, ihr alten, toten Kletziens! Also — ich filme — kleinere, aber sehr hübsche Rolle, wo ich auch tanzen kann. Der lange Westermark von der Garde ist da beim Panfilm irgendwas in der Direktion . . . hat das vermittelt. Ich hatte gar keine Angst, als sie mich ausprobierten. Und als ich tanzte, da klatschten die ollen Bonzen alle in die Hände. In ein, zwei Jahren muß ich ein Star sein."

„Und dein Vater —?"

„Erst zog er ein Gesicht — aber wir haben Schulden, nicht zu knapp! Und dann sprach ich von der Gräfin Esterhazy . . . und daß die kleine Baronesse Martevo und die Inge L., die Tochter des Generalkonsuls, der sich vor fünf Monaten erschoß, auch in unserem Film mitwirken — allerdings nur höhere Statisterie. Da ergab er sich darein. In zwei Monaten sind alle unsere Schulden bezahlt."

Frau Anni von Kletzien schüttelte stumm das Haupt.

Aber ein Zukunftsbild stieg vor ihr auf. Ihre kleine Anneliese tanzte schon heute entzückend und war dazu musikalisch.

Weltenwende!!!

# Der Maler und der Tod.

Von Egid Filek.

Er war schon sehr alt, und noch immer konnte jedes Jahr ein paar neue Runzeln in sein Gesicht schneiden, und manchmal befiel ein Zittern seinen Körper und der Schlag des Herzens stockte; da sah er fremde Wunderlandschaften auf der weißen Leinwand, unbekannte Menschen standen vor ihm und redeten von seltsamen Dingen, und er dachte, daß wohl jetzt der Tod an seiner Tür vorüberschlich und den Knochenfinger krümmte, um anzuklopfen; aber das ging vorüber.

Dann stand er wieder an der Staffelei und sein Auge war wieder stahlhart und stahlblau und leuchtete wie ein Edelstein, und die welke Hand führte wieder den Pinsel wie ein Krieger der Vorzeit das Schwert, und jeder Strich des Pinsels war ein Hieb und saß.

Mit diesem Schwert hatte er sich seinen guten, ehrlichen Künstlernamen gezimmert.

Und nun stand er und malte ein Schloß an der Donau. Das glich einer Walhalla, von den roten Lichtfluten des Sonnenunterganges überströmt, und Sonnenstrahlen woben eine schimmernde Brücke für die Füße der Götter, die hinüberschreiten sollten zum letzten Kampf.

Das Donautal war seine Heimat. Und er wollte den geliebten Strom und die lichten Wunder seiner lachenden Ufer darstellen in einer langen Reihe der schönsten Landschaftsbilder, wie Perlen aufgereiht an ein seidenes, blaues Band; das schien ihm die beste Arbeit seines Lebens.

Als er einen Augenblick aufsah, stand jemand vor ihm — ein fremder Mensch in einem schwarzen Samtanzug, blaß und schlank; er trug eine Mappe unter dem Arm, wie alle die jungen Künstler, die zum Meister kamen, um ihre Arbeiten zu zeigen.

Da waren Friedhöfe, nichts als Friedhöfe. Massengräber mit weißen Birkenkreuzen, Bauerngottesgärten voll rotbrennender Nelken, und zuletzt ein großes Monument, von Platanen überschattet, in Mondbeleuchtung, mit einem mächtigen Reliefbild aus schwarzem Marmor, und der alte Meister erkannte sein eigenes Gesicht.

„Wer bist du?" fragte er den stummen Gast. Und als der ihm wieder sein starres Medusenantlitz zuwandte, da schauderte er zusammen und wußte, wer bei ihm zu Gaste war.

Aber er raffte sich auf und sprach:

„Ich weiß ja, daß ich mit dir muß. Aber nur dieses Schloß laß mich malen, mit seinem weißen Turm und den blauseidenen Himmel dahinter, hörst du? Dann lege ich den Pinsel hin und folge dir in das unbekannte Land . . ."

Und er wandte sich der Staffelei zu und malte mit fieberglühenden Wangen, damit das letzte Bild seines

Lebens so herrlich schön werde wie keines der früheren; damit Freund und Feind sagen sollten, er sei gestorben auf der Höhe seiner Kraft gleich dem großen Tizian.

Und der Fremde wanderte langsam in der Werkstatt herum wie ein großer Herr, der ein Bild für seinen Prunksaal aussucht.

Sonnenglanz, weiße, lustige Wolken, strahlendes Himmelsblau, wohin sein Blick fiel. In den blauen Fluten südlicher Seen badeten junge Mädchen, wie weiße Blüten schwammen die schlanken Körper auf dem Wasser. Und über allen Bildern lag volle, pralle Sonne, ein Leuchten und Klingen war in der Luft, als sängen sie alle, alle in hundert Melodien das eine, ewige Lied vom Leben.

Der fremde Gast schlug einen Vorhang zurück und trat in den Nebenraum. Dort flüsterte es. Drei Mädchen warteten, zitternd vor Aufregung, mit ihren Skizzenbüchern in der Hand auf den Meister.

„Das kann er nicht sein. So jung noch?"

„Er ist nicht jung. Sieh nur das fahle Gesicht."

„So ist es einer seiner Lieblingsschüler. Komm, wir wollen ihm unsere Arbeiten zeigen."

Sie streckten ihm die Bücher hin. Er nahm eins, blätterte darin und starrte das Mädel über den Rand hinüber an, daß ihr rosiges Gesicht erblaßte vor unbegreiflicher Angst.

Und in der Werkstatt arbeitete der Alte wie im Fiebertraum. Das Schloß war fertig. Aber da standen auf einer anderen Staffelei Kartonskizzen — wer kennt sie nicht, die Perlen des Donautales? Er trat zu einem dieser Bilder und malte, malte . . .

Draußen aber hingen drei flehende Augenpaare an dem Gesicht des Unbekannten; der schüttelte den Kopf, warf die Skizzenbücher hin und wandte sich ab . . .

Da liefen drei weinende Kinder die Treppe hinunter ins Freie.

Und wenn ihr Arbeitsglück dahin, ihre Schaffensfreude vergiftet war: würden nicht andere kommen, stärker, begabter als die drei kleinen Dinger? Sie werden lernen an dem Lebenswerk des Alten und seinen Namen weiter tragen durch die Zeiten. Und wenn er ihn jetzt bei der Hand nahm: würden seine Bilder nicht dauern, die lachenden Landschaften und blühenden Frauen, die Fluten von Licht, die er der Finsternis abgerungen zum ewigen Zeugnis, daß das Licht stärker war als das Dunkel und das Leben stärker als der Tod!

Er zog den schwarzen Mantel fester um die Schultern und ging langsam die Marmorstufen hinab, verlor sich im Gedränge der Straße; der Alte aber droben malte, malte, malte . . .

---

## Tiere, die durch die Industrie schwarz werden.

### Melanismus im Tierreich.

Das Erweitern von Industriegebieten wird bekanntlich von Naturfreunden lebhaft beklagt. Neuere Forschungen haben auch den schädlichen Einfluß der Industrialisierung auf die gesamte Tierwelt ergeben. Nicht nur, daß viele Tierarten infolge der überhandnehmenden Staub- und Rußbildung der Luft ihre Heimat verlassen mußten, auch bei denjenigen Arten, die der verschlechterten Atmosphäre standhielten, trat eine Veränderung ein. Man könnte denken, sie legten wegen der Naturverschandelung Trauer an; sie „verschwärzten" sich. Das Fell der Säugetiere, das Gefieder der Vögel und sogar die Flügeldecken der Schmetterlinge nahmen schwarze Färbung an.

Solche Giftgefilde der Tierwelt sind die großen Industriezentren. In ihnen üben die von Ruß und giftigen Gasen durchsetzte Luft und die durch Abwässer der Fabriken verschmutzten Flüsse, Bäche und Kanäle die unheilvolle Wirkung aus. So wie die Menschen, die in Pulverfabriken arbeiten, mit der Zeit „grüne Teufel" werden, die Mädchen sogar grüne Haare bekommen, nehmen die Tiere in Industriegebieten nach und nach eine schwarze Färbung an.

Angesichts dieser „Verschwärzung" der Fauna hat man sich oft gefragt, ob hier „Melanismus" vorliegt oder nicht. Unter Melanismus versteht man nämlich nur ein Schwarzwerden einer ganzen Tierart, nicht etwa nur einen leicht zu lösenden schwarzen Anstrich oder eine durch Niederschläge oder Luftpartikelchen sich bildende schwarze Auflage. Bei den Vögeln des englischen Industriegebiets von Sheffield ist die schwarze Farbe schon so eingefressen, daß sie wohl für Melanismen gehalten worden wären, wenn Untersuchungen nicht ergeben hätten, daß die Farbe sich nach vielfachen Waschungen mit Spiritus löste.

Am meisten ist der Melanismus durch Industrialisierung von Naturgebieten vorgeschritten bei einzelnen Falterarten und beim Gassenbuben der Vogelwelt, dem Sperling. Beim Birtenspanner z. B. hat sich bereits eine melanistische Spielart gebildet, und auf den Ölfeldern von Baku schoß Dr. Kurt Floericke, wie er in seinem Werk „Zwischen Pol und Äquator" erzählt, eine Anzahl fast schwarzer Spatzen, die durch die Verqualmung der Luft „echte" Neger geworden waren. Die von dem bekannten Zoologen vorgenommenen Hellwaschungsversuche blieben eine „Mohrenwäsche". Die kleinen Kerle legten ihr dunkles Kleid nicht ab. Die jungen Spätzlein werden wohl heller gewesen sein, doch das ist ja eine Erscheinung, die wir bei Negerkindern auch beobachten können, ebenso wie die inneren Handflächen der erwachsenen Neger heller sind, wie die dem Sonnenlicht ausgesetzte Hautfarbe.



## Bunte Chronik



*** Von der Auswanderung aus Deutschland.** Zum ersten Male seit dem Kriege sind wieder Deutsche nach Australien ausgewandert. Bekanntlich sind die Einwanderungsbedingungen für Australien sehr streng, weshalb es um so mehr begrüßt werden darf, daß nun wieder Deutsche dort einwandern können. Die Zahl der zur Einwanderung Zugelassenen ist allerdings sehr beschränkt. Vor kurzem sind 50 Personen dahin ausgewandert. Hierbei hat es sich jedoch in der Hauptsache um solche Einwanderer gehandelt, die vor dem Kriege dort ansässig waren, bezw. Geschäftsverbindungen dorthin haben. In der nächsten Zeit wird ein Transport von 50 Auswanderern nach Australien abgehen. — Auch Kanada hat im letzten Jahre 1000 deutsche Einwanderer gezählt, während in ganz Asien, einschließlich China, nur 70 Deutsche einwanderten. Argentinien nahm 3000 deutsche Einwanderer auf, Afrika 1500. Am größten ist die Auswanderung nach Amerika, wo im letzten Jahre 48 000 Deutsche einwandern konnten. Infolge der amerikanischen Einwanderungsgesetzgebung wird diese Zahl im nächsten Jahr allerdings nicht mehr erreicht werden können.

*

*** Berlin in Zahlen.** Berlin als Metropole des Reiches stellt einen Staat im Staate dar und hat sowohl in bezug auf die Höhe seiner Einwohnerzahl, als auf die Größe und Bedeutung seiner wirtschaftlichen Unternehmungen eine einzigartige Stellung. Ganz deutlich wird dies bei einem Versuche, die wichtigsten wirtschaftlichen und bevölkerungspolitischen Tatsachen der Reichshauptstadt in Zahlen festzuhalten. Groß-Berlin umfaßt 4 013 588 Einwohner, sein Kraftwagenpark hat 50 000 überschritten, die Industrie ist mit 137 786 Betrieben vertreten, die weit über eine Million Arbeiter beschäftigen. Neben der Eisen- und Metallindustrie, die die stärkste Gruppe bildet, steht an zweiter Stelle das Konfektionsgewerbe, das mit seinen 79 000 Unternehmungen mit 208 000 beschäftigten Personen über 50 Prozent des gesamten Bekleidungsgewerbes in ganz Deutschland beherbergt. Der Handel umfaßt 121 000 Betriebe mit 443 000 beschäftigten Personen. Die stärkste Gruppe bildet der Einzelhandel mit allein 54 Warenhäusern in Groß-Berlin. Einen großen Faktor bildet selbstverständlich das Verkehrswesen, das zu seiner Betriebsführung 5180 Unternehmen bedarf und 524 000 Personen beschäftigt. Das Kraftfahrzeugwesen, das zwar gegenüber anderen Weltstädten weit zurückgeblieben ist, ist doch in einem steten Aufschwung begriffen, so daß bereits auf je 86 Einwohner ein Kraftwagen kommt. Eine wichtige Rolle spielt selbstverständlich das Vergnügungs-, Gast- und Beherbungsgewerbe, so zählt man allein in Berlin 19 478 Wirtschaftsbetriebe mit 70 000 beschäftigten Personen. Weitere Zahlenbeispiele ließen sich häufen, aber die angeführten Beispiele lassen schon deutlich die ungeheure Bedeutung Berlins als Wirtschafts- und Verkehrszentrum erkennen.

*

*** Ein Heilstoff aus Typhusbakterien.** In jüngster Zeit hat man am Pariser Pasteur-Institut Versuche mit einem neuen Heilmittel gemacht, das den Körper gegen die Übertragung von Typhus schützen soll. Die Wirkung des Mittels wurde auch bereits erprobt, und es stellte sich heraus, daß bei einer Typhusepidemie in Lodz wirklich viele Tausende von Menschen von der Seuche bewahrt blieben, nachdem sie durch das Heilmittel unempfänglich für den Ansteckungsstoff geworden waren. Das Seltsame ist nun, daß man dieses neue Heilmittel, das als Medizin verabreicht wird, einfach aus abgestorbenen Typhusbakterien herstellt.

---

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.